

Das Ruhrgebiet in 30 Jahren

Claudia Braczko & Dr. Stefan Gärtner im Gespräch mit Prof. Dr. Rainer Danielczyk

Das Interview mit dem Geographen Prof. Dr. Rainer Danielczyk, Generalsekretär der Akademie für Raumforschung und Landesplanung und Professor in der Abteilung Raumordnung und Regionalentwicklung an der Leibniz Universität Hannover, der auch dem Beirat des IAT angehört, führten Claudia Braczko und Dr. Stefan Gärtner.

Gärtner: Da das IAT dieses Jahr 30 Jahre alt wird, wollen wir einen Blick in die Zukunft wagen. Daher die Frage: Wie stellst du dir idealerweise das Ruhrgebiet in 30 Jahren vor?

Danielczyk: Idealerweise? Ja, wie man das so schön als Raumplaner hofft, als Kooperation klar profilierter dezentraler Einheiten mit gemeinsamer Regionalplanung, die auf die teilräumlichen Unterschiedlichkeiten Rücksicht nimmt.

Gärtner: Und ökonomisch?

Danielczyk: Da wünsche ich jedem dieser Teilräume der dezentralen Einheiten ein eigenes Profil. Dafür gibt es auch Ansätze, von Logistik in Duisburg bis hin zu verschiedenen Dortmunder Profilschwerpunkten. Und dass man wirklich auch noch stärker

zu einer funktionalen Spezialisierung und Arbeitsteilung kommt und nicht jeder meint, er müsse sich Logistik oder Gesundheit auf die Fahne schreiben. Eine gelingende Kooperation dezentraler Einheiten würde für mich bedeuten, dass man auch in ökonomischer Hinsicht zu einer gewissen Schwerpunktbildung kommt.

Gärtner: Muss man da neue Institutionen haben oder geht das auch in alter Verfasstheit?

Danielczyk: Für die Kooperationen in Teilräumen würden vielleicht neue interkommunale Verbände benötigt. Aber auf der gesamtregionalen Ebene gibt es den Regionalverband Ruhr, den man stärken müsste. Da würde ich aber keine neuen Einheiten schaffen, nein, definitiv nicht.

Gärtner: Hätten denn dann alle Teilräume dieselbe Urbanität?

Danielczyk: Die großen Städte der Hellwegzone haben hinreichend urbane Potenziale, die es weiter zu entwickeln gilt. Eine Herausforderung wird sein, wie im nördlichen Ruhrgebietes eine attraktive Urbanität entwickelt werden kann. Kollegin Christa Reicher (von der TU Dortmund) hat dazu einige Ideen vor-

gelegt. Die Ideen kann ich alle gut nachvollziehen, es gibt auch so schöne Begriffe wie „Ruhrbanität“ und ähnliches. Aber ich sehe noch nicht, dass das akzeptiert und gelebt wird.

Gärtner: Und wenn's gut läuft, wie könnte das in 30 Jahren aussehen?



Danielczyk: Bochum-Witten, Dortmund oder vielleicht Essen mit Mülheim sind sowohl städtebaulich, vom Wohnungsmarkt her, aber auch ökonomisch und auch von der ganzen Qualifizierungsinfrastruktur her gut aufgestellt. Im Norden wird es – wie gesagt – schwieriger. Ich schätze sehr diese Einzel-

initiativen, die es z.B. in Gelsenkirchen gibt, in deren Rahmen gezielt Häuser aufgekauft, saniert und für studentisches bzw. höherwertiges Wohnen hergerichtet werden. Dieses Projekt ist ein neuer Ansatz der Stadterneuerung, der, wenn er erfolgreich sein sollte, in die Breite wirken kann und auch auf andere Stadteile zu übertragen wäre.

Gärtner: Ist es denn realistisch, alle Stadtteilzentren aufrecht zu erhalten, auch wenn die Menschen lieber in die großen urbanen Städte ziehen?

Danielzyk: Ich habe keine Probleme, für einzelne Quartiere - und zwar nicht nur wegen der Bevölkerungsschrumpfung, sondern auch wegen der teilweise maroden Infrastrukturen - über Schrumpfung und Rückbau zu sprechen. Aber das nördliche Ruhrgebiet ist zu groß, um sich insgesamt Gedanken über Rückbau und Schrumpfung zu machen. Ich halte es für Quatsch, so etwas zu diskutieren, dass das nördliche Ruhrgebiet „unter Wasser zu setzen“ sei. Die Innenstädte im nördlichen Ruhrgebiet entwicklungsfähig und urban zu machen, haben schon viele versucht. Und ich habe auch nicht am „grünen Tisch“ die neunmalklugen Idee. Trotzdem muss es weiter versucht werden, um die

Infrastrukturen und das investierte Kapital zu nutzen, aber auch weil es die Heimat vieler Menschen ist.

Gärtner: Das heißt, ein Rückbau auf Quartiersebene ist hier und da akzeptabel, aber die bestehenden Zentren sind zu stärken. Wir haben noch gar nicht über das Thema Verkehr gesprochen.

Danielzyk: Verkehrsplanung, Quartiersentwicklung und Landschaftswandel - sind aus meiner Sicht die drei wichtigsten Themen künftiger Planungspolitik im Ruhrgebiet. Wobei man sich über Landschaftswandel am wenigsten Gedanken machen muss, weil es da auch schon viele innovative Projekte und Strategien wie den Emscherumbau gibt. Auch bei der Quartierentwicklung passiert einiges. Aber im Verkehrsbereich ist kaum durchgreifende Veränderung in Sicht, obwohl viel Geld ausgegeben wird. Vielleicht ist die polyzentrische Struktur diesbezüglich auch ein Nachteil.

Gärtner: Könnte der Fahrradverkehr etwas bringen?

Danielzyk: Auch, aber zu wenig. Man muss immer davon ausgehen, dass die Verkehre

insgesamt eher zunehmen, weil die Gesellschaft mobiler wird. Dann kann vielleicht der Zuwachs aufgefangen werden. Aber ich sehe nicht, dass da eine grundlegende Umstrukturierung oder Umwälzung kommt, dass jetzt etwa plötzlich 30 % der Leute mit dem Rad zu Arbeit fahren.

Gärtner: Werden wir in 30 Jahren eine starke Agglomeration mit eigener politisch agierender Verfasstheit haben oder einen recht losen Planungsverbund?

Danielzyk: Ich wünsche mir eine starke Einheit, glaube aber nicht, dass es sie geben wird. Es gibt ja seit den 1970er Jahren genügend Studien dazu, was man machen müsste. Es wurde nur nie gemacht. Ein Grund ist nicht nur das Konkurrenzdenken der Oberbürgermeister oder ähnliches, sondern vielleicht liegt es auch an der polyzentrischen Agglomeration mit relativ gleich großen Städten. Da ist es schwieriger, so etwas zu organisieren, als in einer monozentristischen Agglomeration, wo sozusagen niemand darüber diskutiert, dass der Sitz der Metropolregion Hamburg ist. Vielleicht ist die Struktur zu komplex, als dass man einfach sagen kann: Macht doch mal zusammen etwas als Region. Wie Hannover zum Beispiel

oder Rhein-Neckar. Aber dort ist natürlich auch alles kleiner, und es gibt mächtige ökonomische Player, die Druck ausgeübt haben, dass es soweit kommt.

Braczko: Hat sich die Wirtschaft hier zu weit rausgehalten?

Danielczyk: Vielleicht, aber man will ja auch nicht, dass die Wirtschaft dabei nur ihre Interessen vertritt. Bei BASF z.B. ist das insofern ein bisschen differenzierter, als die von ihrer ganzen Geschichte her einen Teil des Kulturprogramms und des Freizeitprogramms in Ludwigshafen immer schon gemacht haben. Als traditionell patriarchalisches Unternehmen hat BASF nicht nur ihre unmittelbaren ökonomischen Interessen durchgesetzt, sondern „breiter“ agiert.

Braczko: Aber Krupp war doch auch sehr engagiert.

Danielczyk: Aber das gibt es ja nicht mehr in der Form. Und ich würde das fürs Ruhrgebiet auch nicht unbedingt einfordern, weil BASF z.B. in einer sehr speziellen Struktur, die – was man früher im Sozialismus kannte oder im alten patriarchalischen Kapitalismus – wesentliche Teile des sozialen Kulturlebens

mit organisiert hat. Und deshalb haben sie sich für die Standortbedingungen der Region und für die Lebensqualität immer eingesetzt und dies auch finanziert. Das ist ja der Unterschied: Hier wird immer viel geredet, aber faktisch tragen die Unternehmen mit Geld gar nicht so viel zur Entwicklung bei.

Braczko: Die Ruhrkohle zieht sich ja trotz der letzten Zechenschließung zurück? Immerhin will die RAG-Stiftung durch die Förderung von Bildung, Wissenschaft und Kultur positive Signale setzen.

Danielczyk: Es gibt schon ein paar Kultur- und Museums-Projekte. Allerdings – die wirklich aufwendigen Projekte z.B. für den Landschaftswandel werden von anderen Akteuren finanziert. Was die Emscher-Genossenschaft macht, ist sicherlich europaweit oder sogar weltweit vorbildlich. Im Ruhrgebiet wird schon viel gemacht. Aber nicht von diesen Großunternehmen selbst.

Gärtner: Wenn man bei gutem Wetter mit dem Fahrrad durchs Ruhrgebiet fährt, erfährt man an vielen belebten Orten Lebensqualität und ein Inwertsetzen von Industriekultur, aber man kommt auch oft an Flächen vorbei, die eingezäunt sind, weil sie kontaminiert

sind und das Betreten zu hohe gesundheitliche Gefahren hätte. Warum ist das Ruhrgebiet da nicht anspruchsvoller...?

Danielczyk: Es passieren ja genau solche Sachen, aber es ist in der Menge dann doch nicht sichtbar oder zu wenig. Aufgrund der Polyzentralität und Größe der Region ist es schwierig, wirklich sichtbare Veränderungen zu schaffen. Spektakulär war die B1-Sperrung im Rahmen der RUHR.2010 – Kulturhauptstadt Europas. Um so etwas hinzubekommen, müssen alle zusammenarbeiten und in einer Struktur, wo es viele ähnlich große Städte gibt, ist das extrem schwierig.

Gärtner: Wie kriegt man den kulturellen Wandel hin im Ruhrgebiet?

Danielczyk: Das ist eine sehr gute Frage. Ganz wichtig ist, dass man in den letzten 20 Jahren diese veränderte Wahrnehmung des industriekulturellen Erbes geschafft hat. Die Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA) hat den Weg dazu bereitet. Die Nacht der Industriekultur „Extraschicht“ und die vielen, vielen anderen Aktivitäten finde ich großartig. Aber dabei darf auch nicht zu viel erwartet werden. Ein kultureller Wandel - das merkt man ja grade auch in Ostdeutsch-

land - dauert wahrscheinlich mehr als eine Generation.

Gärtner: Was sind denn die Potenziale im Ruhrgebiet, was sind die Chancen?

Danielzyk: Zunächst einmal zeigen sich die allgemeinen ökonomischen Kompetenzen wie Nano- und Micro-System-Technik in Dortmund, über die die Teilräume des Reviers, aber auch andere Regionen verfügen. Die sehr spezifischen Potenziale liegen jedoch in dem Wissen, wie Transformation altindustrieller Regionen funktioniert, wie man Landschaftswandel organisiert. Da ist das Ruhrgebiet immer innovativ gewesen und ist auch heute noch innovativ. Wenn ich das vergleiche mit der Transformation der

Braunkohlelandschaften, wo vielen heute noch nichts Anderes einfällt außer fluten, fluten, fluten. Da ist das Ruhrgebiet kreativer!

Gärtner: Z.B. beim Emscherumbau?

Danielzyk: Ja genau, Emscherumbau oder der Umgang mit Brachen, z.B. dem Tetraeder in Bottrop. Landschaftswandel zum Event zu machen, dafür steht das Ruhrgebiet.

Gärtner: Kann produzierendes Gewerbe und Industrie zurück ins Ruhrgebiet kommen? Wie können die Chancen genutzt werden?

Danielzyk: Trotz der Überlastung der Verkehrsträger sehe ich aufgrund der guten Hochschulausstattung, der vielen For-

schungsinstitute, der Lage im Raum und der Flächenpotenziale dafür gute Chancen. Dafür ist aber ein spezifisches Engagement der Wirtschaftsförderung nötig. In Dortmund läuft das wohl mit dem gesamten Areal Phoenix-West und -Ost sehr gut. Die machen das schon ziemlich gut. Dort wird Produktion, Freizeit, Event und Wohnen gemischt. Das ist eigentlich der richtige Weg!

Gärtner: Was sind die größten Defizite des Ruhrgebiets?

Danielzyk: Die regionale Kooperation könnte besser sein, trotz RVR. Gerade auch, was die ökonomisch-strategische, förderpolitische, förderstrategische Zusammenarbeit angeht. Da bin ich mal gespannt, ob diese Ruhrkonferenz von einer Landesregierung, die nicht automatisch Ruhrgebietsfreundlich ist, auch eine Chance sein kann, weil man sich nämlich dabei als Region stärker zusammen profilieren muss.

Braczko: Dem Ruhrgebiet wird ja immer vorgeworfen, dass die Fördermittel nicht abgerufen werden. Aber vielleicht haben die Städte tatsächlich nicht genug Personal dafür.



Danielczyk: Da ist auch etwas dran, das ist richtig. Das kann man auch ändern, wenn mal will. Ich kenne das vor allem aus dem Städtebau- und Sozialbereich. Bei der Wirtschaftsförderung glaube ich nicht, dass die Städte unter Personalmangel leiden. Tatsächlich ist es leider auch ein Unvermögen der inhaltlichen Kooperation. Dazu würde auch gehören, sich darüber abzustimmen, etwas sein zu lassen, dass mal einer beispielsweise auf Logistik verzichtet und dafür andere Schwerpunkte haben könnte, die die anderen dann nicht machen. Die inhaltliche, kooperative Profilierung, die fehlt eindeutig!

Gärtner: Wie sieht es mit den teilträumlichen Defiziten der Lebensqualitäten aus? In manchen Stadtteilen sind die Chancen der Teilhabe ja leider recht gering. Defizite in der Lebensqualität, in der Teilung des Ruhrgebiets, Disparitäten. Wie würdest du das einschätzen?

Danielczyk: Das ist das größte Problem. Neben der fehlenden ökonomischen Profilierung sehe ich das größte Problem in der Gefahr der sich vertiefenden sozialräumlichen Spaltung. Die sozialen und sozialräumlichen Probleme dürfen nicht weiter zunehmen. Und da dürfen wir nicht nur auf

die altbekannten Beispiele schauen. Es ist ja z.B. großartig, was in der Dortmunder Nordstadt passiert. Da kann man sagen: Der Sozialstaat lebt durch aktives Handeln vor Ort. Das zeige ich immer wieder gerne Fachleuten aus anderen Regionen. Aber auch in der Fläche, in Großwohnsiedlungen am Rande, muss etwas passieren. Viele Herausforderungen entstehen auch durch unterschiedliche Formen der Migration - nicht nur Geflüchtete -, sondern insbesondere auch durch die EU-Binnenmigration. Dortmund hat noch ein großes Potenzial, diese Probleme zu bewältigen, aber mittelgroßen Städten im nördlichen Ruhrgebiet fehlt es vielfach an Kapazitäten, die Integration hinzubekommen. Da kann man sich schon ernsthaft Sorgen machen.

Gärtner: Wie ist das denn mit den Kommunalfinzen?

Danielczyk: Im Vergleich zu anderen Städten ist – so denk ich – beispielsweise Gelsenkirchen in der Stadtentwicklungspolitik ganz weit vorne, aber es fehlt das Geld. Und das wäre natürlich eine Forderung an das Land, entsprechend Zusatzmittel bereit zu stellen, weil es um eine regionale und letztlich auch landesweite Integrationsaufgabe geht, die

die Städte nicht alleine stemmen können.

Gärtner: Was hätte in den letzten 20/30 Jahren getan werden müssen, um die innerräumliche Spaltung im Ruhrgebiet zu überwinden?

Danielczyk: Wahrscheinlich war die Ruhrgebietspolitik angesichts der Größe und der Dramatik der Herausforderungen sogar erfolgreich. In einigen wenigen Gegenden ist sozialräumliche Integration sicher gescheitert, aber an vielen anderen Stellen ist sie eben nicht gescheitert. Im Vergleich zu Vororten von Paris oder Stockholm (und dies im Sozialstaat Schweden!) ist das Ruhrgebiet sehr weit gekommen - im positiven Sinne. Man kann es immer noch besser machen, keine Frage, aber Programme wie Stadtbau-West und Soziale Stadt, die deutsche Stadtentwicklungspolitik insgesamt, haben eine Menge bewirkt.

Gärtner: Und trotzdem gibt es ein paar Herausforderungen im Ruhrgebiet, was wären denn die Akteure, die für das Gesamt Ruhrgebiet sprechen und auch Forderungen stellen könnten?

Danielzyk: Aus meiner Sicht fehlt vor allem eine wirtschafts- und strukturpolitische Strategie für das gesamte Ruhrgebiet. Institutionen sind da, das wäre auch eine Aufgabe für den RVR, Metropole Ruhr. Es wird viel zu viel über Gewerbeflächenausweisung diskutiert - beispielsweise auch von den Industrie- und Handelskammern - und dabei bleibt eine wirtschaftsstrukturelle Gesamtstrategie auf der Strecke. Aber für die wirtschaftsstrukturelle Entwicklung ist auch wiederum die sozialräumliche Spaltung relevant. Zwar ist ein ungeheurer Beschäftigungsaufbau in den letzten 15, 20 Jahren passiert, trotzdem ist die Arbeitslosigkeit oft noch zweistellig. Es stellt sich die Frage, wie man die betroffenen Menschen in Arbeit bringt bzw. ob man eine andere Form von Arbeitsmärkten benötigt. Dauerhaft subventionierte Arbeit zum Beispiel? Hier könnte das Ruhrgebiet Modellregion sein und zeigen, wie man eine reflektierte Form eines zweiten und dritten Arbeitsmarktes organisiert, der über den Slogan von „Fördern und Fordern“ hinausgeht. Wir brauchen Lösungen für Jahrzehnte und nicht ein Förderprogramm, wo man für zwei Jahre eine Arbeit hat.

Gärtner: Wer könnte den Experimentierraum für ein Arbeitsmarktprogramm Ruhr gestalten?

ten?

Danielzyk: Da müsste man eine eigene Arbeitsmarktorganisation gründen. Wobei die Region diesbezüglich gute Chancen hätte: Die Arbeitsagenturen sind da, es gibt kluge Sozialdezernenten/innen. Auch die jetzige Landesregierung wäre da sicher offen. Also eigentlich genügend Akteure, mit denen das Ruhrgebiet zu einem erfolgreichen Modellraum werden könnte. In der aktuellen politischen Diskussion geht es bei der Förderung strukturschwacher Regionen meistens um ländliche Räume. Da besteht die große Gefahr, dass alles Geld in den ländlichen Osten fließt und das Ruhrgebiet erst gar nicht mehr erwähnt wird. Dabei gibt es auf der aktuellen „Karte der Arbeitslosigkeit“ zwei Hot Spots: Nordostdeutschland und das nördliche Ruhrgebiet! Das macht mir wirklich Sorgen.

Braczko: Das ist ein guter Schlusssatz. Vielen Dank, lieber Herr Danielzyk. Da wir aber nicht mit Sorgen enden wollen, verstehen wir dies als Apell, dass man die altindustriellen Agglomerationen nicht vergessen sollte und dass diese zwar viele Herausforderungen, aber auch vielseitige Chancen aufweisen.



Prof. Dr. Rainer Danielzyk
Geograph und Generalsekretär der Akademie
für Raumforschung und Landesplanung